

Eine Chefsekretärin und ein Dolmetscher auf dem Abstellgleis

## "Bin ich eigentlich nur noch Schrott?"

*Armut muss nicht in Lumpen daherkommen. Wer Chefsekretärin oder Dolmetscher war, kleidet sich weiter gut. Aber wenn die Arbeit fehlt, ist auch ihr Absturz absehbar. Hannelore Schenck und Jürgen Rink wehren sich dagegen, Pfarrer Martin Friz weiß warum: es geht um ihre Würde.*

---

*Von Josef-Otto Freudenreich*

---

An ihrem Zeugnis kann es nicht gelegen haben. Das ist gut. Man sei "außerordentlich zufrieden" mit ihr, schrieb die Firma Alcatel SEL am 31. 12. 2002. Hannelore Schenck habe ihren Arbeitsbereich vollkommen beherrscht, vorbildliches Verhalten und eine hohe Zuverlässigkeit gezeigt. Nicht zu vergessen die sehr große und sehr beachtliche Berufserfahrung. Doch leider hat man sich trennen müssen, in bestem Einvernehmen, weil die Abteilung Broadband Network verkauft worden ist. Und dazu gehörte auch das Büro in München, das sie als Office Managerin mit aufgebaut hatte. Damals war Hannelore Schenck 48 Jahre alt, und sie hatte 20 Jahre bei Alcatel gearbeitet.

Bis dahin hatte sie ein schönes Leben. Sie war in der Welt herumgekommen. Vor Alcatel war sie Reiseleiterin bei Hetzel, hatte sich in Griechenland verliebt, einen Sohn geboren und geplant, dort zu bleiben. Die Männer schauten ihr bewundernd hinterher, weil sie blond, groß und schlank war. Aber ihr Mann, ein Grieche, mochte die Blicke nicht teilen, wurde fuchsteufelswild und drohte mit der Wegnahme des Sohnes, worauf sie den Kleinen nahm und nach Deutschland zurückkehrte. Sie hatte eine solide Ausbildung bei der Stuttgarter Girokasse und dem Württembergischen Genossenschaftsverband genossen, und die Ausflüge ins Stuttgarter Leuze oder auf das Oberstdorfer Nebelhorn waren auch nicht zu verachten.

Heute gibt es von all dem nichts mehr. Kein Besuch im Bad, kein Ausflug an den Bodensee, kein Einkauf beim Breuninger, Friseur nur alle vier Monate. "Schlimm", sagt sie, "bei einem Kurzhaarschnitt." Beim Fototermin bittet sie darum, den kleinen Kaffeespritzer am Kamelhaarjackett wegzublenden. Schick ist teuer, aber soll sie auf alles verzichten, was ihr Freude am Leben bereitet hat? Bei den 354 Euro, die sie im Monat zur freien Verfügung hat, lässt die Antwort wenig Spielraum. Gerade jetzt, im November, würde sie am liebsten ihr Fenster mit einer Fototapete zukleben. Das Motiv müsste griechisch sein.

Im Stuttgarter Arbeitsamt, das inzwischen Jobcenter heißt, hat der Sachbearbeiter mindestens 20 Bewerbungen im Monat verlangt. Sie hat sie geschrieben und sich sogar mal vorstellen dürfen. In einem Cannstatter Hotel, in dem sie 1200 Euro brutto kriegen sollte, als Mädchen für alles. In ihrem Alter solle sie froh darüber sein, hat der Besitzer gemeint. Hannelore Schenck hat abgelehnt, und sie hat auf Post gewartet, die nicht kam. Porsche war eine der wenigen Firmen, die eine schriftliche Absage für nötig befanden. "Sollten wir wieder einmal

eine für Sie interessante Position anbieten", ermunterte das Unternehmen, "zögern Sie nicht, sich erneut zu bewerben." Diesen Brief verwahrt sie wie einen Schatz in einer Klarsichthülle, ganz oben in ihrem Bewerbungsordner.

Ihre Tage zögen sich dahin wie ein träger Fluss, würde sie nicht im "Kompass" helfen, der Anlaufstelle der Diakonie für Ratsuchende in allen Lebenslagen. Sonst würde eigentlich nichts geschehen, für das es sich aufzustehen lohnte. Die wenigen verbliebenen Freunde meinen es gut, wenn sie empfehlen, sie solle doch zu Aldi an die Kasse gehen, wenn sie ihr kleine Aufträge geben, für deren Erledigungen sie keine Zeit haben. Dann geht die arbeitslose Frau zu Tchibo am Wilhelmsbau, und kauft einen Heizstrahler für 29,90 Euro. Dort, wo es besonders billig ist. Ihre eigenen Einkäufe teilt sie sorgsam auf, damit der Tag eine Ordnung hat. Zahnpasta morgens bei Schlecker, Hackfleisch mittags bei Lidl, Psychothriller abends bei Wittwer.

Hannelore Schenck liest viel und schnell. Kein Buch wird bei ihr alt, weil sie es sofort bei Ebay anbietet, und mit einem Abschlag von ein, zwei Euro loswird. Nur ihre 27-bändige Ausgabe der Nobelpreisliteratur, einst für 60 Mark pro Stück erworben, liegt wie Blei in ihrem Wohnzimmerregal. Die grauen Bücher mit Goldschnitt will keiner haben.

Im Kinderzimmer, in dem ihr Sohn groß geworden ist, hat sie ihren Computer. Markus braucht es nicht mehr, er studiert in Bochum Geowissenschaften. Der Computer ist ihre Hoffnung, ihre Verbindung zu der Welt, in der sie einst ein Mensch war, der zu denen zählte, die so hoch im Kurs stehen: die Leistungsbereiten. Excel, Power Point, Word - sie kennt die Programme alle. Nur, wer will die Kenntnisse nutzen, ihre Kenntnisse?

Die unermüdliche Frau versucht es jetzt mit einem Homeservice, als ambulante Sekretärin, die anrückt, wenn das Büro geordnet werden muss. Hartz IV werde sie nicht beantragen, sagt sie so bestimmt, als gelte es, dem Strick zu entgehen. Dann könnte sie alles fortwerfen. Ihre Wohnung, ihren Computer, ihr Handy, ihre Uhren, ihre Ringe. Und am Ende würden sie noch in ihrem Schlafzimmer rumschnüffeln. Ihre Würde, sagt Hannelore Schenck, lasse sie sich nicht nehmen.

Menschen wie Frau Schenck finden irgendwann den Weg zu Martin Friz. Er ist Diakoniepfarrrer, 63 Jahre alt, und nicht dazu da, den Sozialstaat zu reparieren, wie er meint. Und dennoch versucht er es seit 17 Jahren, jeden Tag. Mit seiner Vesperkirche, in der es umsonst zu essen gibt, mit seinen vier Schwäbischen Tafeln, in denen täglich 1200 Bedürftige zu Billigpreisen einkaufen, mit seiner Begegnungsstätte "Kompass", in der Hochland-Kaffee getrunken wird. Friz kennt die Besitzerin der Rösterei und viele der 41 500 Hartz-IV-Empfänger in der Stadt. "Die Armut wird immer mehr und immer jünger", bilanziert er. Mindestens zehn Prozent seien es im reichen Stuttgart, vielleicht mehr, je nach Definition. Der bekennende Kickers-Anhänger nennt die Zahlen ganz kühl. Im Vergleich zum Osten gehe es uns noch gut.

Der Pfarrer, der einst mit Rudi Dutschke marschierte, glaubt längst nicht mehr an die Revolution. Wenn überhaupt, vertraut er auf die Vernunft jener, die nicht lügen. Die auszusprechen wagen, dass es keine Vollbeschäftigung mehr geben wird, dass wir mit 20 Prozent leben müssen, die man heute gerne der Unterschicht zurechnet, und dass es darum geht, diesem Teil der Bevölkerung eine menschenwürdige Existenz zu sichern. "Viel wäre schon gewonnen, wenn dieses Verdächtigungsklima ein Ende hätte", sagt Friz. Wenn man nicht immer von der Hängematte redete, in der die Arbeitslosen schaukelten. Wenn man die Opfer nicht zu Tätern machte. Wenn man ihnen sagte: Ja, es gibt euch noch.

Gespräche mit dem jung gebliebenen Sechziger werden schnell zur Sozialkunde mit hohem Praxisgehalt. Er will die Unterschichtendebatte führen, die Armut öffentlich machen, aber bitte nicht als Stigmatisierung der ohnehin Geprügelten, als Paukboden für die Fördern-und-fordern-Ideologie. Friz war ja nicht nur Sozialist, er hat auch mal Manager in Genf gelernt und als Geschäftsführer eines Wirtschaftsverbandes gearbeitet. Politiker sind für ihn nicht böswillig, nur hilflos. Der Kapitalismus ist für ihn nicht des Teufels, nur ungezähmt. Er sähe so viele Möglichkeiten, für die Menschen Arbeit und damit einen Sinn zu finden. In der Nachbarschaftshilfe, im Alten-, Pflege- und Gesundheitsbereich. Man müsse es eben nur wollen.

Dieser Friz ist nicht der heilige Franz. Er predigt nicht das Nagelbett, stilisiert sich nicht als Gutmensch, er ist Pragmatiker mit einer Lebensgeschichte, die ihn ungerade Biografien verstehen lassen. "Vor 14 Jahren, als meine Frau gestorben ist", erzählt er, "hätte ich genau so abstürzen können." Innerhalb von wenigen Minuten war sie tot - Gehirnblutung. Plötzlich stand er alleine mit zwei kleinen Kindern da, und die Frage war: Geht es weiter und wie? Es hätte sein können, dass er nicht Gastgeber in der Vesperkirche geworden wäre, sondern deren hungriger Gast. Vielleicht würde er heute nicht Mozart, Bach und ACDC in seinem Auto hören, wenn ihm das Elend zu sehr ins Auge springt, sondern in der Schlange vor der Schwäbischen Tafel warten, von der man meinen könnte, sie hätte jeden Tag Schlussverkauf. "Es kann jeden erwischen", sagt Friz. Er ist damals von seinem Gott und seiner Kirche aufgefangen worden, wie er glaubt. Das Glück haben nicht alle. Die wenigsten dürften auch ein Handy haben, bei dem die Kirchenglocken läuten, wenn es klingelt.

Im "Kompass" ist auch Jürgen Rink häufiger Gast. Der große Mann bewegt sich schier lautlos in seinen Sportschuhen, als hätte er Angst anzuecken oder zu stolpern. Er lächelt freundlich, entschuldigt sich, wenn er um etwas bittet. Es sei ihm peinlich, sagt der 52-Jährige, so weit unten zu sein. Rink ist staatlich geprüfter Übersetzer. Englisch, Spanisch, Italienisch. Der Arztsohn hat beim Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge in Zirndorf gedolmetscht, ehe ihn der italienische Traum erwischt hat.

Vor 20 Jahren ist er nach Prato bei Florenz gezogen, hat bei einer Privatschule angeheuert und eine Frau gefunden, die er heute noch ganz liebevoll beschreibt. Carmen aus Kalabrien mit ihren dunklen Augen und Haaren. Sie heirateten, kauften eine Wohnung, und bald wurde ihr Sohn Alberto geboren. Das Glück schien vollkommen, vor allem dann, wenn der Gatte ins Rathaus gerufen wurde, um für den Oberbürgermeister bei Empfängen ausländischer Delegationen zu übersetzen. Bella figura für Carmen. Doch Mitte der neunziger Jahre ebte die Welle der italophilen Sprachschüler ab, das Geld wurde knapp, Rink versuchte es mit Zweitjobs bei einer Spinnerei und Gerberei oder bei der Eisenbahn, bei der er die Minibar durch die Gänge schob. Es reichte nicht.

Seine Carmen schickte ihn weg. Er sei ein Versager, er könne keine Familie ernähren, schimpfte sie. Mit zwei Koffern fuhr Rink nach Stuttgart, wo er 2004 noch auf der CMT für einen toskanischen Gutsbesitzer übersetzt hatte. Es war der 23. Juni 2006, und es war nicht mehr das Messehotel am Killesberg, in dem er nächtigte, sondern es war nun das Übergangswohnheim Nordbahnhof, wo er sich ein Zimmer mit vier anderen Männern teilen musste. Dorthin hatte ihn die Bahnhofsmision geschickt. Das sei wohl doch nichts für einen wie ihn, haben sie ihm gesagt und ihn in ein Vaihinger Wohnheim transferiert. Immerhin ein Einzelzimmer, 13 Quadratmeter, Bett und Schrank.

Jürgen Rink hat den Antrag auf Hartz IV gestellt. Seitdem steckt er ein Kärtchen in die Stechuhr bei einer Einrichtung für Jugendarbeit und Bildungsförderung, jeweils vier Stunden

täglich. Dafür erhält er sechs Euro zusätzlich zu seinen 324,60, und dafür will er nicht undankbar sein. Nur was er dort tun soll, ist ihm unklar, weil es für ihn nichts zu tun gibt. Manchmal schicken sie ihn los, Werbematerial für die Einrichtung zu verteilen. In seinem nicht mehr ganz modischen, aber blitzsauberen Karojackett ist er vorzeigbar, und er geht auf die Menschen zu.

Das tut er auch, wenn er auf der Königstraße "Trottwar" verkauft, die Zeitung der Obdachlosen. Er hat lange gebraucht, bis er die Blicke der Passanten, die zwischen Verachtung und Mitleid schwankten, ertragen konnte. Aber er will sich nicht unterkriegen lassen, er will sich nur nützlich machen. Portier in einem Hotel wäre einer seiner Träume. Solange dieser Traum unerfüllt bleibt, liegt er nachts im Bett und sinniert vor sich hin. Er sucht seine Wurzeln, seine Schuld am Abstieg in der Vergangenheit und den Sinn für die Zukunft. Manchmal fragt er sich, ob er "eigentlich nur noch Schrott" ist?

Am meisten beutelt ihn jedoch der Gedanke an seinen Sohn Alberto, der ihm sehr fehlt. In der Welt des 16-Jährigen ist der Vater immer noch ein großer Mann, der im Palazzo Pretorio beim Bürgermeister ein- und ausgegangen ist. Seinen Klassenkameraden erzählt er, Papa arbeite in einem Fünfsternehotel. Der Vater kann die Wahrheit nicht sagen. Alberto will an Weihnachten kommen. Aber sein Sohn darf ihn doch nicht sehen, wie er auf der Königstraße "Trottwar" verkauft. Er hat ihn trotzdem eingeladen.